

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

2) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Reuter.

2.

Elias Jamain hatte seinen Vater kaum gekannt. Von abenteuerlicher Gesinnung und lebhaftem Temperament hatte dieser sich bereits drei Jahre nach seiner Verheiratung zur Fahrt nach fernem Glück eingeschifft, von der er nicht mehr zurückgekehrt war.

So blieb das Kind allein bei seiner Mutter, einer frommen, liebevollen Waise, die ihren ganzen Weisheitsschatz aus einer alten Bibel mit kolorierten Bildern geschöpft hatte.

Darin lernte er in der langen Sommerdämmerungszeit lesen. Wenn er sein Vesperbrot verzehrt hatte, setzte sie sich mit ihm in die Bogenlaube des kleinen Gärtchens und erklärte ihm, mit dem Buche auf dem Schoße, die rührenden und zugleich grotesken Bilder, die durch den überzeugten Ton der Mutter und ihre zart poetische Einbildungskraft Leben gewannen.

Aber besser noch als in den vergilbten Blättern las der Knabe in den klaren Augen seiner Mutter; dort sah er den Himmel des Orients sich widerspiegeln, wo die Engel empor- und herniederstiegen, dort die Feuerfäule, die Tag und Nacht vor Israel einher wanderte, oder die blauschimmernde Rede von Eziongeber, wo Salomons Spezereibefrachtete Flotte zur Fahrt nach dem fernen Ophir die Segel hülte.

Manchmal besuchte sein Großonkel, ein alter Edelmann aus Ranguedoc, der den ganzen Sommer über auf dem Lande wohnte, sie im Winter in ihrer kleinen Stadt.

Seiner Zeit hatte er mit Chateaubriand die Reise nach Palästina gemacht und einige Reliquien von dort treu aufbewahrt. Aus den Taschen seines langen Ueberrockes zog er ein kleines Blechfläschchen, welches Jordanwasser enthalten hatte, ein vertrocknetes, hartes Dorngebilde, das er seine „Rose von Jericho“ nannte, und einen Briefbeschwerer aus Olivenholz, auf dem in Haut-Relief das Wappen Jerusalems: ein großes, viereckiges, von vier kleineren Kreuzen flankiertes Kreuz geschnitten war. Rund herum lief ein Kranz schwarzer Lettern, die der Onkel für hebräische erklärte, in denen Elias aber eher Abbildungen von Kamelen, Tabernakeln und Zelten zu erkennen glaubte. Später lehrte der alte Edelmann ihn, die fremdartigen Buchstaben zu entziffern und er erfuhr ihre Bedeutung: „O Jungfrau, Tochter Zions, glücklich der Sterbliche, der im Schatten deiner Mauern ruht!“

Und auch ohne den wahren Sinn dieser Worte zu begreifen, liebte Elias deren geheimnisvolle Feierlichkeit. Manchmal wiederholte er sie, ganz leise, wie eine Zauberformel.

Oft auch begann, wenn der Knabe sein Näschen in das alte Blechfläschchen steckte, um das eingedickte Parfüm des Jordanwassers einzuriechen, und die Rose von Jericho im Wasser eines Napfes ihre dornigen Aeste ausstreckte, das Gedächtnis des Großonkels in gleicher Weise wieder aufzublühen. Dann klammerte er sich an sein wackelig gewordenes Gedächtnispalier und wurde nach und nach zum Krieger, Märtyrer und Pilger. Dann war er auf der Jagd hinter türkischen Piraten her, fiel wilden Beduinen in die Hände, vergoß auf Christi Grabmal Tränen und beendigte seine romantisch exaltierten Erzählungen stets mit Ausfällen gegen die jebige religiöse Gleichgültigkeit und dem Bedauern über die Seltenheit der Pilgerfahrten ins Heilige Land.

Im Alter von zehn Jahren verlor Elias Jamain kurz nach einander seine Mutter und seinen Großonkel. Nun stand er allein da in der Welt, fast ohne jedes andere Erbe als die Reliquien aus Jerusalem und die Bilderbibel.

Eine Brüderschale nahm ihn auf. Dort lebte er ein klägliches, bedrücktes Leben ohne liebende Pflege und ohne Herzenswärme.

Doch in der Nacht erhob seine kleine glühende Seele sich, wenn seine Erinnerungen lebendig wurden und seine Traum-

gebilde wieder aufblühten. Dann schwand all seine Traurigkeit, und wenn der Vollmond sein Licht in breiten Fluten durch die unterhängten Fenster des Schlafrumes ergoß, glitt er leise aus dem Bette, um darunter das heilige Zauberbuch hervorzu ziehen, das für sein Waisentabenschränkchen zu umfangreich war. Auf den Fliesen sitzend, und von Mondstrahlen umflutet, blätterte er in dem Buche herum.

War er dann wieder eingeschlafen, so träumte er, daß er mit seiner Mutter und seinem Onkel nach Aegypten floh, während die Palmen ihnen auf dem Wege zusäkelten, und der Schrei der Adler hoch oben am Himmel sie grüßte. Oder aber er befand sich allein im Tempel des Herodes, wo er den Rechtsgelehrten die Schriften der Propheten erklärte und seine eigene Stimme erweckte ihn: „O Jungfrau, Tochter Zions, glücklich der Sterbliche, der im Schatten Deiner Mauern ruht!“

Man bestimmte ihn für den geistlichen Stand, aber gerade als er in das Seminar einzutreten im Begriff war, gab sein Vater zum ersten Male ein Lebens- oder vielmehr Todeszeichen von sich. In Indien war er gestorben — halb verrückt geworden von Opium, Liebe und Sonnenglut — und hinterließ ihm etwa hunderttausend Frank.

Elias nahm nun seine Studien wieder auf, zunächst an der Universität von Montpellier, dann in Paris, London, Wien und sogar in Upsala in Schweden, wohin ihn der Ruf des dortigen Lehrstuhles für orientalische Sprachen lockte. Semitische Sprachen und Theologie betrieb er leidenschaftlich, und wunderbarerweise beeinträchtigte sein Wissen seinen Glauben nicht; im Gegenteil es stärkte ihn, vielleicht weil er — von poetischer und sentimentaler Natur — die Religion als ein göttliches Gleichgewichtsgefes betrachtete, dessen seine Seele bei seiner krankhaften Empfindlichkeit gegen den brutalen Realismus bedurfte. So schritt er durch Rauheit und Zweifel, ohne daß sie ihn zu überwinden vermochten. Auch die Liebe lernte er kennen, wurde jedoch bald davon enttäuscht, da er in jedem Weibe ein Traumgebilde suchte, das er unmöglich erlangen konnte. Seine kräftige Natur bändigte er durch körperliche Anstrengungen und unermüdlige Arbeit. Ein platonisches, sehr banales Idyll mit einer schwedischen Studentin, das an den Ufern eines Fjord ein tragisches Ende nahm, raubte ihn den Mut zu weiteren Liebeleien, und so fand er sich im Alter von sechsundzwanzig Jahren mit der ganzen Jungfräulichkeit seiner Ueberzeugungen und dem ganzen Wollen seines Herzens wieder von selbst zurecht.

Aegypten zog ihn an. Ein sechsmonatlicher Aufenthalt in Kairo machte ihn mit arabischer Sitte und Sprache vollkommen vertraut. Dort schloß er auch Bekanntschaft mit Lazaristen-Brüdern, und dieses Zusammentreffen entschied sein Geschick. Sie wußten ihn auf's tiefste für das erschütterte Ansehen der römischen Kirche zu interessieren und baten ihn, eine Mission im heiligen Lande zu unternehmen, durch welche der Eifer der Gläubigen wieder entflammt würde, vielleicht sogar ein neuer Kreuzzug gegen die Ungläubigen des Abendlandes zustande käme. Nur er könnte einen derartigen Versuch glücklich durchzuführen, da er einer von jenen seltenen Ausgewählten sei, deren wissenschaftliche Gelehrtheit sich auf christlicher Ueberzeugung aufbaute.

Nach und nach begeisterte sich Elias für diese Einflüsterungen der Priester. Sein überschwängliches, naives Gemüt berauschte sich an dem Traume, der ihn schon in seinen schlaflosen Kindernächten geblendet hatte, und er beschloß, Jerusalem dem Glauben zurückzuerobern, nicht durch das Schwert, sondern durch seine archäologische Wissenschaft, diese große Beschwörerin vergangener Zeiten.

Aus dem Staube würde er die heiligen Spuren des Kults unserer Vordäter wieder ans Licht bringen; Schritt für Schritt würde er dem Christentume auf seinem Leidenspfade und auf seinem Ruhmeswege folgen. Seinen Hochmut würde er dem heiligen Grabe knieend zu Füßen legen und in schönen, begeisterungsdurchglühten, wissenschaftlich unanfechtbaren Schriften die Gleichgültigen entflammen, die Zweifelnden stärken.

Von dieser Gewißheit getragen war Elias Jamain am Abende vor Palmsonntag in Jerusalem angelangt, und zwar schon so spät in der Nacht, daß er nichts mehr von der Stadt

gesehen hatte, als das wenige Schritte vom Jaffa-Tore entfernt gelegene Hotel de la Méditerranée, in dem er abgestiegen war.

In den ersten Wochen schützte der Zufluß von Reisenden ihn vor der Neugier des Hotelwirtes und der Jerusalemer Bevölkerung, und er konnte sich nach Belieben unter die Menge von Russen, Syriern, Engländern und Bulgaren mischen, konnte die Klöster, Kirchen und Grotten besuchen, konnte alle Fußspuren und Sandabdrücke konstatieren, sich von den blutigen, an der „Seufzensäule“ vergossenen Tränen überzeugen, sowie von dem lobredenden Munde des Steines, der den Herrn gepriesen haben würde, wenn Menschenzungen geschwiegen hätten.

Er folgte der Passionsprozession, wo eine Strohuppe, die ein Kreuz schleppt, an den Stationen der „Via dolorosa“ Salt macht; er schritt bei dem Zuge um die Umwallung hinter den Büßern her, die mit nackten Füßen und aschbestreutem Kopfe einherwankten. Er wohnte der mitternächtlichen Zeremonie des „Heiligen Feuers“ bei, das aus dem „Grabmal“ hervorprüht und den Frauen Fruchtbarkeit verleiht. Er bekreuzigte sich vor allen Altären und allen Kapellen, vor der schwarzen Jungfrau der Kopten, die von magierähnlichen Priestern verehrt wird; im Heiligum der Armenier, wo Archidiacone mit langen, wallenden, bis auf die von Goldstückeri starrenden Talare herabreichenden Haaren wie byzantinische Kaiserinnen aussehen; in den russischen Basiliken, wo die Popen sich auf dem Goldgrunde der Heiligenbilder drehen und beim Ableiern unnachsprchlicher Kirchengefänge die dem Gottesdienste Bewohnenden mit Rosenwasser besprengen.

Doch als nach Abreise der Pilger die Stadt wieder in ihre sommerliche Dangeisse verfiel, fing sie an, sich über diesen jungen, großen Fremden mit der Denkerstirn und den schönen, grauen, ernsten und gläubigen Augen zu beunruhigen.

Sein Name und der Zweck seiner Reise wurden ruckbar. Da stürmten sein Hotel die Repräsentanten der verschiedenen Kulte, von denen jeder sich bemühte, ihn für seine eigene Sache zu gewinnen und ihn zu überzeugen, daß die in der Kirche seines Nachbarn verbreitete Lehre eben eine Irrlehre sei. Händler und Dragomane belästigten ihn mit dem Angebot geweihter Kreuze, Rosenkränze, Bilder und anderen Vorschlägen mehr heidnischer Art.

In den mit heiratsfähigen Töchtern gesegneten katholischen Familien beklagte man sich nicht mehr über die Hitze. War sie denn nicht eine mächtige Verbündete für die in der heiligen Stadt vorgeführte Mode: Mousseline, leichte und durchsichtige Stoffe, diskreten Ausschnitt? Auf Gselkrücken durchtrabten die würdigen Mamas geduldig die im Halbschatten liegenden Gäßchen des Bazarviertels und wagten sich in den Ghetto-Schutz, kauften bei den türkischen Händlern die Stoffe ein und brachten sie den jüdischen Schneidern zur Anfertigung der Roben.

Dann lud man Herrn Yamain zu Ausflügen nach den „Salomonischen Teichen“ oder den „Ställen des Herodes“ ein. Und dabei richtete man es so ein, daß sich unterwegs ein Sattel lockerte und herabglitt, oder daß in der Dunkelheit einer Grotte ein Licht plötzlich verlöschte. Dann entwickelte sich ein Ländeln und Händedrüden, eine unschuldige Spielerei, bei der man nie vergaß, das Gleichnis von den klugen Jungfrauen zu zitieren, die bereit waren, dem Bräutigam entgegenzugehen.

Aber der junge Gelehrte fand wenig Geschmac an diesen Verführungskünsten der unter dem Korzhute mit Sommerprossen und Hitzflecken überlärten jungen Damen von Zion, die in Kleidern, welche zu einer ersten Kommunion gepaßt hätten, auf die Maultiere kletterten und deren zartes Weirauch-Parfüm eine leise Beimischung von Patzschuli besaß.

Gleichgültig ließen ihn auch die merkwürdigen tolln Jungfrauen Nieder-Jerusalems, zum größten Teil Rege- rinnen, die auf der Höhe der Moncharabis mit hennagefärbten Zingern Pfefferminzweige entblättern und die Blätter vor seine Füße streuten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die russische Externe.

Eine große Zahl derjenigen, die in Rußland das Gynnasial- Reisezeugnis besitzen und das Recht haben, eine Hochschule zu besuchen, gehören zur sogenannten „Externe“, einer Art von Auto-

didakten, die, ohne eine höhere Schule zu absolvieren, mit den Gynnasialisten zusammen das Abiturientenexamen bestanden haben.

Jeder dieser „Externen“ hat seine originelle Vergangenheit, jeder könnte einen eigenartigen Roman seines Lebens schreiben; der Lebensgang eines solchen Mannes hat mit dem eines gewöhnlichen Russen nichts gemein. Und dennoch! Wenn man den Ursachen nachforscht, so ist es im letzten Grunde immer dasselbe: Die russischen Verhältnisse!

Die Externen rekrutieren sich aus allen möglichen Berufen und auch Berufsständen. Der eine war einst Beamter, ein anderer Lehrer, ein dritter Geistlicher, ein vierter Kaufmann, wieder ein anderer Arbeiter uff.; von allen kann man zumeist nichts Bestimmtes sagen außer dem Worte „Unruhiger“. Es wird daher nicht ohne Interesse sein, den Umständen nachzuspüren, die solche „unruhigen“ Elemente schaffen.

Den Anfang mit ihrem sonderbaren unstäten Lebenswandel machen diese Leute gewöhnlich schon im Kindesalter und auf der ersten Schulbank. Die von den Behörden erlassenen Schulordnungen sorgen dafür oder haben wenigstens das Ziel, in dem Knaben den selbständig denkenden Menschen völlig zu vernichten und einen „treuen Untertanen“ heranzuziehen. Der Knabe soll das „Klügeln“ lassen, wie bei jeder Gelegenheit betont wird; er soll nur die toten Bücher lesen, die ihm die Schulordnung in die Hand drückt, und die ledernen, öden Exerziten des Lehrers auswendig lernen. Daß man auf diese Weise in der jungen Gesellschaft auf der Schulbank keine Begeisterung entflammen kann, ist selbstverständlich — im übrigen ist es ja auch beabsichtigt. — Die offiziellen Schulbücher sind in schauerhaftester Weise zusammengeschmiedet, die Geschichtsbücher enthalten nur das blödsinnigste albernste Geschwätz von abergläubischen und Wunderdingen, von wunderthätigen Jaren und Fürsten und ruhmvollen Armeen. Von dem Volke selbst, seinem Leben und Streben steht in ihnen so gut wie nichts. In diesen Büchern waren alle russischen Dichter und Denker nur fromme und treue Untertanen. Man ist ja auch in Deutschland an eine tolle Mitterung im deutschen Schulgeschichtsunterricht gewöhnt, aber derartigen Blödsinn, wie ihn die russischen Unterrichtsbücher enthalten und wie er in den Schulen gelehrt wird, würde hierzulande niemand glauben. Nur zu gut ist es der russischen Regierung gelungen, das Volk in der Dummheit zu erhalten, sein geistiges Niveau unendlich niederzuhalten, ja hinabzudrücken. Selbst der Heidelberger Professor Alfred Hettner, der sich am sechsten internationalen Geologenkongreß zu Petersburg im Herbst 1897 und der sich daran anschließenden Vereisung des europäischen Rußlands beteiligte, die das Organisationskomitee des Kongresses „mit freigebiger Unterstützung der russischen Regierung“ veranstaltete, sagt in seinem kurz vor dem Beginne der Revolution abgeschlossenen und 1905 erschienenen Buche „Das europäische Rußland“: „Dem russischen Bauern geht jede Weltkenntnis und jede klare Auffassung des Zusammenhanges der Erscheinungen ab, er sieht geistig noch ganz im Mittelalter. Und bisher ist kaum eine Wandlung zum Besseren zu bemerken. Die geringe Volksbildung wird gar nicht nur als ein Uebel anerkannt, sondern von der Regierung und einer großen einflußreichen Partei als ein Vorzug, als Schutz vor dem deutschen Sozialismus und Atheismus betrachtet; die aufopfernden, allerdings meist mit politischem Radikalismus verquideten Bestrebungen der „Intelligenz“, Schulen zu errichten, sind von der Regierung und der Kirche gewaltsam unterdrückt worden.“ Und niemand wird behaupten wollen, daß dieser Zeuge der russischen Verhältnisse diese zu schwarz gemalt haben wird. An einer anderen Stelle sagt Hettner, daß das Volk dem Jaren Macht über die Natur zutraue. Wenn auch die russische Revolution diesem Märchen von dem sich hinter die goldenen Gitterstäbe seiner Schloßklänge verkriechenden Selbstherrscher einen argen Stoß versetzt hat, so ist doch schon die Tatsache, daß solch Aberglaube in Rußland geherrscht hat und teilweise noch vorhanden ist, ein lebendiges Zeugnis für den traurigen, geistigen Tiefstand der russischen Bevölkerung, für den übrigens die sicher nicht nach der für die Regierung ungünstigen Seite übertriebenen und gefälschten Nachweise der letzten russischen Volkszählung aus dem Jahre 1897 schlagende Belege liefern. Diese Unwissenheit wird in der Schule vielfach gefördert; die offiziellen Schulbücher enthalten die Tatsachen und Vorgänge in derartiger Verlausulierung, daß kein normaler Mensch sie im Gedächtnis denkend festhalten kann. Die Schüler müssen dieses tolle Zeug mit großer Mühe auswendig lernen, um es bei der ersten besten sich darbietenden Gelegenheit, d. h. sobald sie der Hessein der Schule ledig werden, so schnell wie möglich zu vergessen.

Es ist überhaupt sehr zu verwundern, daß die Kinder die ganze Schulzeit aushalten können; hauptsächlich ist es die Furcht der Kinder und ihr Ehrgeiz, dann aber auch die Lobgeschenke und anderes, die bewirken, daß sie an diesem für sie direkt ruinösen Schulbetrieb noch Anteil nehmen. Wirkliches Denken und Fühlen hat nur außerhalb der Schule eine Stätte. Dazu kommt noch das eigenartige „Ordnungssystem“, das den Knaben das Spionieren, Verraten, den Neid und nationalen Haß und Verhöhnung systematisch einimpfen.

In diesem unerträglich bitteren Milieu nehmen die meisten „Externen“ den Anfang. Trotz aller Strenge der Behörden bleiben manche Schüler unnachgiebig und „sonderbar“. Den Erziehungskünsten der Lehrer sehen sie instinktiv einen naiven, hartnäckigen Widerstand entgegen und lassen sich selbst zu der unmoralischen Handlungsweise des Spionierens und Bewachens der Mitschüler mißbrauchen. Sie arbeiten nur höchst widerwillig, sind beim Unterricht unaufmerksam und unruhig, lernen ihr Benjum nicht und —

das schlimmste — „schreiben selbständig und originell“. Diese Schüler werden schließlich durch ihre vielen und langen Strafen und Bemerkungen betannt, bis sie endlich vollständig aus der Schule „geräumt“ werden.

So treten diese Leute in das Leben hinaus und nun beginnt ihr unstetes Wanderdasein. Die meist selbst unwissenden Eltern, denen richtige und vernünftige Erziehungsgrundsätze fern liegen, haben keine Ahnung davon, was mit dem Knaben vorgeht; ihnen geht die Erkenntnis ab, daß das Kind das Produkt und Opfer der traurigen Verhältnisse geworden und die Knaben selbst geraten nun in das Spiel des Zufalls. Sie versuchen alles mögliche und unmögliche, aber jeder neue Versuch überzeugt sie, daß überall dieselbe dunkle Nacht und überall die Knute herrscht. Die aufrichtige Sehnsucht nach einem ordentlichen Leben und der brennende Wunsch nach der Erkenntnis der Verhältnisse gibt vielen den Gedanken ein, sich eine höhere Bildung anzueignen, die sie in den Stand setzt, ihr Sehnen zu befriedigen. Der Genuß einer Hochschulbildung aber setzt ein Zeugnis einer höheren Schule voraus und so sind denn diese Leute vor die Wahl gestellt, sich dieses zu verschaffen oder ganz auf ihre Pläne zu verzichten.

Es ist erstaunlich, welche Kraft sie dann oft daran setzen, um den inneren Ekel vor den Schulbüchern zu überwinden, die ihnen die Erfordernisse des Examins vermitteln. Durch das Leben gerüttelt und geschüttelt, von dem Schicksal hin- und hergeworfen, haben sie sich zumeist schon ein nicht unbedeutendes Maß von Erfahrungen angeeignet und fügen sich nun als schon reife und bewußte Männer auf den Wust von Unsinn, dessen offizielle Bewältigung ihnen das so vielversprechende geistige und höhere Leben in Aussicht stellt. Trotz des großen Mißtrauens, das man überall den Externen entgegenbringt, und trotz der gegen sie angewandten Strenge gelingt es ihnen dennoch nicht selten, das Abiturientenexamen zu bestehen und das Reisezeugnis zu erhalten. Das hindert sie natürlich nicht daran, in demselben Moment diese ganze Pseudobildung und den ganzen dazu gehörenden Betrieb in Grund und Boden zu verfluchen. Die Hauptsache ist ja erreicht und nun wiegen sie sich in den schönsten Hoffnungen, die ihr Wissenshunger in ihnen nur erwecken kann.

In der letzten Zeit nimmt die Zahl der Externen stark ab. Nach dem immer weiteren Umsichgreifen der revolutionären und namentlich der sozialistischen Bewegung finden viele von ihnen schon in den frühesten Jahren den Anschluß an diese revolutionäre Ideenwelt, die ihnen durch ihre Gewalttätigkeit wirkliche innere Befriedigung gewährt, sie in den politischen Kampf des Tages stürzt und sie noch weiter mit den breiten Schichten des Proletariats in Verbindung bringt. An die Stelle der tiefen Melancholie, in der sie die dunklen Nächte der herrschenden Eliten gefangen hielten, an die Stelle der unerträglichen Unzufriedenheit — wie das die modernen russischen Schriftsteller, die Gorki, Tschirnikow und insbesondere der jüngst verstorbene Anton Tschchow so ergreifend geschildert haben und noch schildern —, an die Stelle des dem Russen so eigentümlichen unbeschreiblichen „ewigen Sehnsens“ tritt eine jubelnde, brausende Bewegung mit herrlichen Idealen und Hoffnungen.

Die wunderbare Metamorphose Rußlands, die wir jetzt alle staunend miterleben, findet gerade in diesen Elementen, die gestern nicht wußten, was sie tun sollten, und immer nur sehnten und sehnten, ein kräftiges, treibendes Ferment. Gerade die jetzige politische Situation hat diesen Elementen ihren historischen Augenblick geschaffen; jetzt leben sie hoffnungsvoll und freudig und geben jubelnd ihr Leben hin, allezeit opferfreudig und bereit: für ihr russisches Volk! —
M. — L.

Kleines feuilleton.

th. Ueber die Schnelligkeit des Vogelfluges herrschen auch heute noch in weiten Kreisen nur unklare und übertriebene Vorstellungen. Zum Teil ist dieses zurückzuführen auf einen Mann, der sich sonst um unsere Kenntnis des Vogelzuges große, ja man könnte fast sagen, unsterbliche Verdienste erworben hat. Ich meine Heinrich Gätke, jenen Maler-Naturforscher Helgolands, dessen ganzes arbeitsreiches Leben der Erforschung des Vogelwanderzuges auf dem kleinen Felseninseln gewidmet war. Besonders interessieren uns hier die Angaben Gätkes über das nordische Blauehlchen (*Eritacus sucoicus*). Die Heimat dieses zierlichen Tieres ist der hohe Norden, während es sein Winterquartier in Ägypten aufschlägt. Zu seiner Heimreise im Frühjahr sucht sich das Blauehlchen, wie so viele andere Zugvögel, immer die Nacht ans. Doch hören wir darüber lieber weiter, was Gätke sagt: „Wenn das Blauehlchen Ende April oder Anfang Mai sein Winterquartier verläßt, um zu seiner nordischen Heimat zu gelangen, so ist der erste Punkt, an dem es alljährlich mit Sicherheit als gewöhnlicher Vogel angetroffen wird und unter günstigen Witterungsverhältnissen in sehr großer Zahl vorkommt, die Insel Helgoland. In allen zwischenliegenden Breiten, in Griechenland, Italien, Süddeutschland, selbst noch in dem nahen Norddeutschland ist es während seines Frühlingszuges eine so große Seltenheit, daß man sein Vorkommen nur als höchst zufällige Ausnahme betrachten darf

Hier auf Helgoland aber ist es gar nichts Ungewöhnliches, zwanzig bis fünfzig dieser Vögel an einem Tage zu erhalten, ja ich erinnere mich, daß mir einmal einige sechzig, nur ausgesucht schöne Männchen, an einem Raivormittag gebracht wurden und andere Helgoländer Vogeljäger eine nahezu ebenso große Zahl erzielten. Alle solche Stücke wurden in den Gärten des Oberlandes gefangen, während zu gleicher Zeit in dem Geröll und den Grotten am Fuße des Felsens sowie in dem Gestrüpp der Düne sich reichlich ebenso große Mengen aufhielten.

Gleich den meisten Vögeln (namentlich der Pflanzenfresser) wandert auch das Blauehlchen während der Nacht, seinen Zug mit Eintritt der Abenddämmerung beginnend und mit Tagesanbruch oder gleich nach Sonnenaufgang beschließend. Es legt somit den mehr als 400 Meilen weiten Weg von Ägypten bis Helgoland im Laufe einer Frühlingsnacht von kaum neun Stunden zurück, woraus sich die bis an das Wunderbare grenzende Fluggeschwindigkeit von zirka 45 Meilen (840 Kilometer) in der Stunde ergibt. Es überwintert diese Art nicht westlicher als im mittleren Afrika und brütet nicht nördlicher als in Norwegen; es kann demnach über die Identität der Helgoländer mit den mittelafrikanischen Stücken kein Zweifel obwalten.

Soweit Gätke. Schon von Anfang an begegneten diese Schlußfolgerungen Gätkes bei den Fachleuten starkem Zweifel, um so williger aber wurden sie vom Publikum geglaubt und auch kritiklos in allen möglichen Schriften nachgesprochen. Zwar ist bis heute noch der Weg und Flug, den das Blauehlchen wählt, nicht sicher erwiesen, trotzdem kann man mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß die Beobachtungen Gätkes in diesem Falle auf Irrtum beruhen, denn nach den Untersuchungen Helms ist das Vorkommen des Blauehlchens an verschiedenen Punkten des europäischen Festlandes namentlich in Dalmatien, Oesterreich, Böhmen und auch in Deutschland weit häufiger festgestellt worden, als unser Helgoländer Gewährsmann annahm. Dazu kommt ferner noch, daß unser Blauehlchen ein sehr scheues, heimliches Tierchen ist und sich dadurch häufig der Beobachtung entziehen wird. Wir müssen also zugeben, daß wir über die Fluggeschwindigkeit des Blauehlchens nichts Sicheres wissen, daß jedenfalls die Angaben Gätkes als unbetwiefen angesehen werden müssen.

Was sagt uns jedoch nun die wissenschaftlich gesicherte Beobachtung über die Schnelligkeit des Vogelfluges? Ein Zufall belehrte bereits im 16. Jahrhundert den damaligen König von Frankreich, Heinrich II., über die Geschwindigkeit, die ein Vogel zu erzielen vermag. Der Lieblingsfalle des Königs war aus seinem Gehege in Fontainebleau entflohen, und nur 24 Stunden später wurde das kostbare Tier bereits auf der Insel Malta, weit unten im Mittelmeer, eingefangen. Der Edelfalle hatte demnach die gewaltige Reise von mehr als 1700 Kilometer in einem einzigen Tage zurückgelegt. Rechnet man nun noch dazu, daß der Falle wohl kaum in gerader Linie geflogen sein wird und unterwegs wahrscheinlich auch kurz geraselt hat, so muß man annehmen, daß das Tier eine durchschnittliche Schnelligkeit von mindestens 90 Kilometer in der Stunde erreicht hat. Zu ähnlichen Ergebnissen bezüglich der Fluggeschwindigkeit ist man neuerdings auch auf Grund sorgfältiger Experimente an anderen Vögeln gelangt. Besonders zahlreich sind solche Versuche namentlich an Brieftauben angestellt worden; sie zeigten, daß die Tauben im allgemeinen eine Schnelligkeit von 75 bis 110 Kilometer in der Stunde zu leisten vermöchten, also unsere besten Schnellzüge an Geschwindigkeit übertrafen. Schwalben, welche man mit einem Zeichen versehen vom Eifelurme abfliegen ließ und deren Eintreffen in ihrem Heimatsort genau beobachtet werden konnte, hatten sogar Flugleistungen von 100 bis 150 Kilometer entwickelt. Freilich sind alle derartigen Versuche nicht ganz einwandfrei, da man niemals mit Sicherheit feststellen kann, ob die Tiere sich nicht unterwegs aufgehalten oder große Umwege gemacht haben. Ferner liegt innerhin auch die Möglichkeit vor, daß die Vögel bei besonderem Anlaß, wenn sie ihre Kräfte bis zum äußersten anspannen würden, noch erheblich größere Leistungen zu vollbringen vermöchten. Daß dieses tatsächlich der Fall ist, dafür spricht ein anderer Versuch mit einer Hauschwalbe. Das Tierchen soll nämlich den Weg von Gent bis Antwerpen in knapp dreizehn Minuten zurückgelegt haben; das ergäbe eine Geschwindigkeit von 240 Kilometer in der Stunde.

Es dürfte endlich von Interesse sein, daß selbst scheinbar so schwerfällige Tiere wie wilde Gänse und Enten nach zuverlässigen Mitteilungen Strecken von 75 Kilometern in der Stunde zurücklegen können; und auch bei Störchen sind ähnliche Flugleistungen beobachtet worden. —

— Elektrisch geladene Schneeflocken. In den Fernsprechverbindungsleitungen traten zu gewissen Zeiten starke knallartige Geräusche auf, die noch in Entfernungen von mehreren Metern bemerkbar waren. Die Zahl der Schläge betrug oft bis hundert in der Minute. Dabei blieben die Leitungen völlig betriebsfähig, die Sicherungen stets unbeeinträchtigt. Es handelte sich zweifellos um Ströme von hoher Spannung und geringer Stärke, über ihre Ursache war nichts zu ermitteln. Nach einem Bericht des Obergerichtspräsidenten Meyer-Verlin, den die „Tägl. Rundsch.“ auszugsweise wiedergibt, fanden nun eingehende Untersuchungen statt, bei denen verschiedene Möglichkeiten berücksichtigt wurden: Einwirkung von funktentelegraphischen Wellen auf die Mikrophone, von Induktionsströmen aus Telegraphenleitungen, von meteorologischen

Einflüssen usw. Die nach der letzteren Richtung hin vorgenommenen Versuche versprachen wie die ersterwähnten zunächst keinen Erfolg. Mit dem Voltmeter und Elektrostop wurden bei Gewitterneigung stundenlange Beobachtungen angestellt, die sich zum Teil ausdehnten, bis die Gewitterwolken in die Nähe der Dienstgebäude gekommen waren. Die dabei beobachteten Vorgänge und gehörten Geräusche waren seit Jahren bekannt. Schließlich brachte man die Fernspreckleitung mit einer geladenen Leydener Flasche in Verbindung und dadurch gelang es, während die mit jener verbundene Elektrifiziermaschine in Tätigkeit gesetzt wurde, jene Knallgeräusche ziemlich gut nachzuahmen. Festzustellen blieb nur, wie die Fernspreckleitungen in ähnlicher Weise durch atmosphärische Vorgänge fortgesetzt aufgeladen werden können wie die erwähnte Versuchsleitung. Allem Anscheine nach spielen bei diesen Erscheinungen Schneestürme und Hagelwetter eine wichtige Rolle. Nach den in Frankfurt a. M. gemachten Feststellungen waren die Knallgeräusche regelmäßig von Schneestürmen begleitet; ähnliche Wahrnehmungen sind in Braunschweig, Nordhausen, Waldshut, Billingen, Gumbinnen und Karlsruhe-Heidelberg gemacht worden. In der letztgenannten Leitung haben sich die Störungen stets nur einige Minuten bemerkbar gemacht und zwar jedesmal so lange, wie ein Hagelschauer oder ein von Schnee mit Regen gemischter Niederschlag dauerte. Besonders wertvoll sind die vom Postamt Donauwörth berichteten Beobachtungen. Dort entstand während eines Schneegestöbers in Fernhörer ein betäubendes Knattern, und die Anter der Elektromagnete schlugen wie Hämmer an. Dies wiederholte sich, so oft das Schneegestöber wiederkehrte. Es scheint danach, daß elektrisch geladene Schneeflocken usw. der Leitung unter Umständen eine hohe Spannung erteilen, die sich entlädt (im Uligleiter usw.), wiederherstellt, wieder entlädt usw., wodurch jene für die Ohren höchst unangenehmen Geräusche entstehen. —

Theater.

Schiller-Theater. Ueber unsere Kraft. Zweiter Teil. Schauspiel in vier Aufzügen von Björnson. — Nach einem Zwischenraum von mehreren Wochen ist nun dem ersten der zweite Teil des Björnson'schen Doppel-dramas auf der Bühne des Schiller-Theaters gefolgt. Aus dem stillen Pfarrhause des nordischen Gebirgsdorfes nimmt der Dichter seinen Weg in das wogende Gewühl der Großstadt. Dort zeigt er das Ringen eines religiösen Idealismus, der in opfermüthiger Hingabe die Schranken der Natur mit der Kraft des Glaubens durchbrechend, ein Wunder zu können wähnt und aus seinen Träumen jäh vom Schicksal zurückgeschleudert wird; hier den Höhenflug eines wohl von dem vererbten Gottesglauben losgelösten, aber darum die Sehnsucht nach dem Wunder doch tief im Herzen tragenden sozialen Idealismus, der ebenso hinausstrebt über die Grenzen unserer Kraft und darum gleichfalls scheitern muß. Die allgemeine Menschenliebe des Pfarrers Sang ist in seinem Sohne zu einem brennenden Mitgefühl mit den Leiden der Armen, die in dunklen sonnenlosen Hütten haufen, zur Empörung wider die hartenherzigen Reichen geworden. Mit Bratt zusammen steht er an der Spitze der Streifenden, die sich gegen Holger erheben. Durch eine ungeheueren Tat will er, der einzelne, über die Köpfe der Massen hinweg den Sieg der gerechten Sache herbeizwingen. Die grenzenlose Opferwilligkeit, welche die Tat verlangt, erscheint ihm eine Würdigkeit dafür, daß sie ins Grenzenlose, daß sie Wunder wirken werden. Seine Phantasie hält ihm die Wirklichkeit in Schleier. Er füllt die Minen, die zu Holgers stolzem Schlosse führen, mit Dynamit. Eine fürchtbare Explosion soll den Schlossherren und die Unternehmerschaft des ganzen Landes, die sich dort versammelt, ein Trutzbündnis wider die Arbeiter zu schließen, wegsetzen von der Erde, soll als aufstachelndes Symbol und Wahrzeichen dann die Kraft der Unterdrückten verhandelt werden. Dem wundergläubigen Schwärmer, dessen blutige Tat nur neue Wunden schlägt, stellt Björnson in Elias Schwester Rachel das Bild einer harmonisch abgeschlossenen Natur gegenüber die erfüllt von gleicher Seelenreinheit wie der Bruder, im engsten Kreise für das Menschliche und Gute zu wirken sucht. Den Schluß der Dichtung bildet ein ihr und dem Kinderpaare Credo und Spera in den Mund gelegtes Glaubensbekenntnis Björnsons zu dem menschlichen Fortschritt, auf Grund und in dem Rahmen unserer Kraft, das freilich viel tiefer ergreifen würde, wenn es in seiner Lobpreisung des Schaffens nicht über die Notwendigkeit des Kampfes schweigend hinwegglitte.

Die Aufführung des bedeutenden Werkes wurde vom Publikum mit gespannter Aufmerksamkeit und reichem Beifall aufgenommen. Ausgezeichnetes hatte die Regie in den Massenszenen geleistet. Das Volk in der Hollenschlucht, das sich um Bratt, den feurigen Redner drängt, bewegte sich, wie die Versammlung wohlhabender Fabrikanten in dem Schloßsaal mit freierster Natürlichkeit. Die Sprecher in der weitausgesponnenen Debatte wüthten durch prägnante schauspielerische Charakteristik das Interesse durch die ganze Verhandlung hindurch festzuhalten. Herr Pategg, dem eine Figur wie die des Pfarrers Sang im ersten Teil nicht gelingen konnte, war dafür hier ein um so besserer Holger, wogegen Anna Feldhammer als Frau Sang so lebensecht und rührend in der Rolle der Rachel bei weitem nicht in gleichem Maße zu überzeugen vermochte. Rachel wie Elias, den Herr Paesche spielte, sind Gestalten, denen innere Fülle nur durch Künstler ersten Ranges restlos zum Ausdruck gelangen kann. Die Darstellung Ziegels, dessen

Bratt im ersten Teile alle Erwartungen übertraf, hob sich im letzten Akt, der Bahnsimszene, zur stärksten Wirkung. Unter den Episodenrollen sei hier nur noch auf Thurners blinden Anders, Hartwigs Pfarrer Falt sowie auf Reinhard Köstlin und Gusti Becker hingewiesen, die Credo und Spera, das seltsame, symbolische Geschwisterpaar, mit frischer Empfindung verlebendigten. —

Medizinisches.

hr. Die Verhütung der Leberkrankheiten. Leberkrankheiten entstehen meist dadurch, daß teils durch die Gallenswege, teils durch die großen Blutgefäße, welche in dieses Organ einmünden, vor allem durch die Pfortader, Krankheitsstoffe demselben zugeführt werden. Die Pfortader spielt eine große Rolle als Vermittlerin von allerlei giftigen Substanzen, die mit der Nahrung in den Magendarmkanal eingeführt werden oder sich dort aus ihr durch Gärung und Fäulnis bilden. Am bekanntesten unter diesen Giften ist der Alkohol, der für die Leberstumpfung, die sogenannte Säuerleber verantwortlich gemacht wird. Wahrscheinlich ist bei Trinkern der Alkohol nicht allein die direkte Ursache der Leberkrankheit, sondern er erzeugt zunächst einen chronischen Magendarmkatarrh mit Störungen der Absonderung und Bewegung, so daß die Wirkung von Gärungs- und Fäulnisregenern sich ungestört auf die Leber geltend machen kann. Sauer erzeugt der Alkohol die Fettleber, welche auch durch den Genuß von zu viel und zu fetten Nahrungsmitteln entstehen kann. Zur Verhütung von Leberkrankheiten ist also in erster Linie eine nüchterne, regelmäßige Lebensweise notwendig. Uebermaß von Alkohol ist zu vermeiden, ebenso eine Kost, welche leicht zu Fäulnis- und Gärungsvorgängen führt. Zu scharf gewürzte und zu fette Speisen sind nicht zu genießen, ebenso solche Fleischspeisen, die schon der Fäulnis anheimgefallen sind. Besonders vorsichtig in der Diät müssen Menschen sein, die bereits an Magen-darmstörungen leiden, um zu verhüten, daß diese sich nach der Leber fortpflanzen. Gewürze müssen von derartigen Patienten völlig gemieden werden. Reichliche Durchspülung des Körpers und namentlich der Leber mit alkalischen Glaubersalzwässern tut hier oft gute Dienste. —

Humoristisches.

- Beweis. Arzt: „Der viele Alkohol wirkt zweifellos schädigend auf Sie ein!“
„Da haben Sie recht, Herr Doktor. Die Kellerer rechnen einem, wenn man beduselt ist, immer 'n paar Glas mehr an!“ —
- Kindliches Vertrauen. Herr: „Sag', Peterl, fürchtest Du Dich vor dem Gewitter?“
Peterl: „O, gar nicht, mein Vater ist ja Schymann.“ —
- Stichelei. Förster: „Dieser Luderadl da, sag' ich Ihnen, machte im Fuchsbau einen Heidenpeltatel; endlich kam er raus, und was hatte er in der Schnauze: eine armselige Ratte! Und wie er mich dabei ansah, als wollte er sagen — —“
Fischnachbar: „— — mach' einen Fuchs draus! — nicht wahr?“ —
(„Reggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

- Das Düsseldorf'sche Schauspielhaus (Luise Dumont) wird in Berlin mehrere Gastvorstellungen geben. Zur Auf-führung gelangen: Stephan Philipps „Paolo und Francesca“, Ibsens „Komödie der Liebe“ und Shakespeares „Was ihr wollt.“ —
- Wolf Ferraris neue Oper „Die vier Grobiane“ geht am 10. März im Theater des Westens zum ersten-mal in Scene. —
- „Die Brautnacht“, Musikdrama von Albert Mat-tausch, wird im Stadttheater zu Magdeburg in nächster Zeit die Uraufführung erleben. —
- Im Opernhause geht noch in dieser Spielzeit als Ballettnovität „Der faule Hans“ von Alexander Ritter in Scene. —
- Von München gingen im Jahre 1905 Delgemälde und Aquarelle im Werte von 577 000 M. nach Amerika, von Berlin aus in demselben Jahre 57 Bilder im Werte von 298 000 M. —
- Bei Wertheim am Main singen Fischer einen Hecht von 1,10 Meter Länge und 23 Pfd. Gewicht. Er spie beim Einholen eine 2!/?psindige Warbe aus. —
- Nach Untersuchungen, die Dr. Friedrich Kanngießer unlängst anstellte, erreicht das Haidekraut (Centa) ein Alter von 27 Jahren. —
- t. Astronomischer Preis. Die goldene Medaille der englischen Astronomischen Gesellschaft ist in diesem Jahre dem amerikanischen Astronomen Professor Campbell von der Lid-Sternwarte für seine spektroskopischen Untersuchungen über die Be-wegung von Fixsternen in der Gesichtslinie zugesprochen worden. —